

sich aber nicht in Umbruchszeiten, die gekennzeichnet sind von der Notwendigkeit, mit viel Phantasie, Idealismus und Glaubensmut neue Situationen zu bewältigen. In dieser Hinsicht sind die „Jugendreligionen“ ein Zei-

chen der Zeit, ein mahnendes Zeichen. Es bekäme uns schlecht, wenn wir nur mit den Methoden der emotionalen Entrüstung und der legalen Bekämpfung uns gegen sie wendeten.

Hans-Diether Reimer

Dokumentation

Kirche und Bischofsamt nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Aus einer Gedächtnisrede von Kardinal Suenens auf Kardinal Döpfner

Bei der traditionellen Jahresfeier der Katholischen Akademie in Bayern am 1. April hielt der belgische Kardinal und Erzbischof von Mecheln-Brüssel, Joseph L. Suenens, eine Gedächtnisrede auf Kardinal Döpfner. Mit der Würdigung des verstorbenen Kardinals und Mitmoderators des Konzils verband Suenens eine Reihe von Ausführungen und Wertungen zur kirchlichen Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre, die über den unmittelbaren Anlaß hinaus Bedeutung haben. Wir geben hier die zentralen Teile der Rede im Wortlaut wieder:

I. Blick auf das Konzil und die Zeit nach dem Konzil

Zuerst: Wie muß man Konzil und nachkonziliare Zeit beurteilen? Muß man darin ein neues Pfingsten sehen oder einen verwirrten und verwirrenden Zeitabschnitt, eine Zeit der Unordnung, des Rückgangs und des Verfalls der Religion? Aufschwung oder Verfall der Kirche? Dies war der Titel eines berühmten Hirtenbriefs von Kardinal Suhard. Muß man diese Frage aufgreifen und auf unsere Gegenwart anwenden? Das Dilemma geht vielfach auf Vereinfachungen zurück. Ich erinnere mich an einen Journalisten, der mir kurz nach dem Konzil ein Interview abringen wollte, als ich in Kanada das Flugzeug verließ. Er wollte sofort meine Eindrücke über die Entwicklung der Kirche. Ich lehnte ab; er bestand darauf. Schließlich sagte er zu mir: „Ich bitte Sie nur um ein einziges Wort. Sagen Sie mir: Ist die Kirche im Stadium einer Evolution oder Revolution?“ Ich antwortete ihm: „Evolution ... ist ein zu schwaches Wort, Revolution ist ein zu starkes Wort. Auf Wiedersehen.“

Ich glaube, wir erleben eine an Hoffnung reiche, aber auch komplexe und ambivalente Zeit. Aber ich meine, das Zweite Vaticanum wird mit der zeitlichen Distanz immer mehr als ein großes Datum in der Kirchengeschichte erscheinen. Gerne unterschreibe ich das Wort von Maximus IV., dem tapferen Patriarchen der Griechisch-Melkitischen Kirche, dessen Wortmeldungen oft wie ein frischer Wind wirkten. Er sagte: „Es gibt Türen, die der Heilige Geist geöffnet hat und die niemand mehr schließen kann.“ Um die gegenwärtige religiöse Situation gerecht zu beurteilen, muß man das Konzil zunächst im Gesamt einer religiösen Evolu-

tion sehen. Man kann das Konzil nicht von einem weiteren Zusammenhang lösen, weder von der Vorgeschichte noch von der Wirkungsgeschichte.

Das Zweite Vaticanum hatte sich mit Bedacht die Kirche in ihrem inneren und äußeren Verhalten als Zentrum des Interesses und der Aufmerksamkeit gewählt. Man muß es also in bezug auf dieses zentrale Thema beurteilen und nicht in bezug auf solche Elemente, die nicht direkt Teil seines Programms waren; dieses zeichnete sich, wie man weiß, erst am Ende der ersten Sitzungsperiode ab.

Wir sagen „direkt“, weil die Kirche ihre Beziehung zu Gott, zu Christus und zum Geist einerseits, zur Welt, in der und für die sie lebt, andererseits nicht aufgeben kann. Genau auf diesen verschiedenen Ebenen vollziehen sich vor unseren Augen Evolutionen, sowohl auf der Ebene des theologischen Denkens als auch in den außergewöhnlichen Veränderungen der Welt. Während das Konzil die ekklesiologischen Probleme unter pastoralem Gesichtspunkt studierte, stellte das zeitgenössische Denken das Gottesbild, das Bild Jesu Christi und die Gegenwart der Kirche in einer Welt in Frage, die täglich mit neuen Problemen von ihr Auskunft verlangt. Hier hat die gegenwärtige Krise großenteils ihren Ort.

Die zehn Jahre nach dem Konzil waren besonders geprägt von einer *Infragestellung des Gottesbildes*. Die Vertreter der „Tod-Gottes-Theologie“ haben Furore gemacht, um schließlich selbst ihren eigenen schönen Tod zu sterben. Aber nicht alles an dieser Infragestellung war negativ. Ich glaube, man kann sagen: Ein gewisser Gott ist tot, der Gott des Deismus, der unbewegte Bewegter des Aristoteles, der paternalistische und interventionistische Gott usw. Andererseits glaube ich, daß „der Gott und Vater Jesu Christi“ aus diesem Konflikt lebendiger denn je hervorgegangen ist und daß wir dabei sind, den Gott Pascals, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den menschenfreundlichen, nahen Gott, den Schöpfergott, für den die Fleischwerdung der letzte Sinn des Kosmos und der Schöpfung selbst ist, wiederzuentdecken. Krise Gottes ja, aber Krise im Sinn von „krinein“, von Läuterung, von Wiederentdeckung eines zugleich transzendenten und dem Herzen der Menschen und der Welt immanenten Gottes.

Während sich sozusagen das „Drama Gottes“ abspielte, wurde auch das *Bild Jesu Christi* revidiert. Wie bei allen Geheimnissen

kann man den einen oder anderen komplementären Aspekt zu stark betonen. Das Geheimnis der Fleischwerdung anerkennen bedeutet, zugleich und vollständig die Gottheit und Menschlichkeit Jesu anzuerkennen.

Die Theologie wird immer zwischen der Antiochenischen und der Alexandrinischen Schule hin- und herpendeln. Man kann die Menschlichkeit Christi auf Kosten seiner Gottheit betonen oder seine Gottheit auf Kosten seiner Menschlichkeit. Wir mußten darauf bestehen, daß Christus nicht halb Gott, halb Mensch ist, daß er Mensch nicht trotz, sondern wegen seiner Gottheit ist und daß seine Vereinigung mit dem Wort seine Menschlichkeit zu ihrer höchsten Würde bringt. Wir mußten begreifen, daß „der Mensch zutiefst jenes Wesen ist, zu dem Gott werden kann, wenn er Fleisch annimmt“ (Rahner). Im letzten Jahrhundert haben wir manchmal Fleischwerdung und Theophanie verwechselt, das heißt den Aspekt „Gottheit“ auf Kosten der „Menschlichkeit“ Jesu betont. Durch die andersgerichteten Übertreibungen des letzten Jahrzehnts hindurch wird ein Gleichgewicht gesucht: eine besser abgesicherte Christologie zeichnet sich allmählich ab. Aber man mußte die durch Bultmann hervorgerufene Krise, die Anfrage eines Buchs wie jenem von Robinson „Honest to God“ und viele andere Infragestellungen durchstehen. All das spielt sich am Rande des Konzils, auf einer parallelen Ebene ab. Man muß das wissen, um nicht das Konzil zu beschuldigen, Probleme nicht entschieden oder angeschnitten zu haben, die allenfalls implizit auf seiner Tagesordnung standen.

Wir erleben heute ein außergewöhnliches Erwachen der *Gegenwart des Heiligen Geistes in der Kirche*. Man könnte Konzilstexte hervorheben, besonders den Abschnitt über die Charismen in „Lumen gentium“, die in gewisser Weise bahnbrechend gewirkt haben. Die Pneumatologie ist dazu eingeladen, sich vor unseren Augen zu erneuern. Paul VI. selbst erklärte während einer öffentlichen Audienz am 6. Juni 1973: „Der Christologie und speziell der Ekklesiologie des Konzils müssen ein erneutes Studium und eine neue Verehrung des Heiligen Geistes folgen, gerade als unentbehrliche Ergänzung des Konzils“ (La Documentation Catholique 70, 1973, 601). – All das ist voll Leben und folgenreich, selbst wenn – wie überall – die Unterscheidung der Geister eine große und unentbehrliche Tugend bleibt.

Wenn man mich fragen würde, worin ich den *Hauptbeitrag des Konzils* selbst sehe, so würde ich sagen, daß es geholfen hat, *unseren eigenen Reichtum* wiederzuentdecken, den die Trennung von unseren Brüdern im Osten uns im Laufe der Geschichte, besonders seit dem Schisma im 11. Jahrhundert, hatte vergessen lassen. Man könnte zeigen, daß das Aggiornamento in der Lateinischen Kirche zu einem großen Teil Werte wiederaufnahm, die die Ostkirche immer gewahrt hat. Ich behaupte nicht, daß das der einzige Aspekt sei – das hieße die Dinge vereinfachen –, aber ich halte es für nützlich, diese Bereicherung global zu unterstreichen. Ich glaube sogar, daß, wenn wir die Trennung vom Orient im 11. Jahrhundert nicht gehabt hätten und sich der „orientalische“ Strom christlichen Denkens und Lebens in der römisch-katholischen Kirche hätte entfalten können, wir vielleicht keine Reformation gehabt hätten. Letztere reagierte in hohem Maße gegen rechtliche oder scholastische Mißbräuche und Engstirnigkeiten Roms. Selbst wenn es beim Zweiten Vatikanum kein Dekret über den Ökumenismus gegeben hätte, bliebe dieses Konzil meines Erachtens durch diese Komplementarität höchst ökumenisch. Das Konzil bestand auf dem Begriff der *Kirche als Volk Gottes*, auf der Kollegialität der Bischöfe und der Ortskirchen; die Epiklese (= die liturgische Herabrufung des Heiligen Geistes) wurde hervorgehoben, die Liturgie in lebendiger Sprache gefei-

ert, konzelebriert, die Kommunion unter den zwei Gestalten empfangen, der ständige Diakonat eingeführt usw. All das wurde wieder richtiggestellt oder neu betont und hat seinen nachhaltigen Einfluß auf die gegenwärtige ökumenische und innere Entwicklung der Kirche ausgeübt. Dieser ganze Beitrag atmet Zukunft und Hoffnung – vor allem für die Entwicklung der Kirchen Asiens und Afrikas, die sich in ihrem eigenen Stil ausdrücken müssen, der dem östlichen nähersteht als dem unsrigen, und die durch Annahme dieses gemeinsamen Erbes reicher werden können.

Dies alles betrifft noch ausschließlich den eigentlich innerkirchlichen Aspekt des Konzils. wir würden an kein Ende kommen, wenn wir darüber hinaus die vielfältigen Veränderungen beschreiben müßten, die sich in der Welt ereignet haben – in dieser Welt, der die Kirche nicht weiter fremd gegenüberstehen kann und die sie auf existentieller Ebene mit ihrem ganzen Gewicht entscheidend beeinflusst. Man kann sagen, ein Mensch sei mehr Sohn seiner Zeit als Sohn seines Vaters. Auch die Kirche ist dem historischen Kontext unterworfen, in dem sie lebt; die Meeresströmungen machen sich auf dem Schiff bemerkbar, das mit Schlingern und Stampfen durch die Wellen fährt. Auf ihrem Weg durch die Geschichte wird die Kirche immer einem Golf von Gascogne und Gewitterstürmen begegnen.

II. Der Bischof am Morgen nach dem Konzil, mitten in den Spannungen

Aber brechen wir hier unsere Ausführungen zum Konzil ab. Um das Bild zu vervollständigen, müßte man alle Punkte aufzählen, die beim Zweiten Vatikanum unentschieden bleiben. ein Konzil ist keine theologische Akademie, die es sich schuldig ist, alle Aspekte zu durchdenken und in Einklang zu bringen: Vaticanum I und Vaticanum II haben die Synthese noch nicht vollständig verwirklicht. Darauf geht eine zumindest zum Teil dauerhafte Polarisierung nach dem Konzil zurück. Man kann das Vaticanum II im Licht des Vaticanum I lesen. Wir ziehen es vor, das Vaticanum I im Licht des Vaticanum II zu lesen. Dies wird ein Dialog sein, der weiterzuführen und vor allem in die Tat umzusetzen ist.

Aus vielerlei Gründen – unter anderem deshalb, weil eine Zeit der Veränderung notwendig eine Zeit der Reifung und der Assimilierung ist – haben sich die Christen je nach ihren natürlichen Ähnlichkeiten, manchmal sogar aufgrund alter politischer Entscheidungen geteilt – ich denke an den Fall von Monsignore Lefebvre. Aber auch wenn man diese Extreme außer acht läßt, muß man bedauerlicherweise von *Polarisierungen* innerhalb der Kirche sprechen.

Und hier wird die Aufgabe des in besonderer Weise mit der *Sicherung der Glaubensgemeinschaft* aller in der Kirche beauftragten Bischofs besonders schwer. Es ist unsere erste Aufgabe, Brüderschaft zwischen den Christen zu schaffen, sie mit demselben Lebensbrot zu ernähren: dem Wort Gottes und dem eucharistischen Brot. Und das ist das große Leiden, das Kardinal Döpfner in seinem Bischofsdienst besonders stark empfand: unter Respektierung der Vielfalt Einheit zu schaffen, die notwendige Einheit gegenüber zufälligen Entscheidungen zur Geltung zu bringen.

Die Polarisierung zeigt sich in vielfältigen Formen. Es scheint mir, daß die große Spannung, die die Christen heute spaltet, auf deren unterschiedlichen Zugang zur Welt zurückgeht. Genaugenommen gibt es gegenwärtig nicht zwei Arten von Christen, sondern *zwei Arten von Christentum*, die nur schwer

im Grundsätzlichen übereinkommen können. Wir wollen kurz diesen doppelten Zugang beschreiben, den man manchmal mit einer allzu vereinfachten Formel kennzeichnet: Die einen berufen sich auf die vertikale und geistliche Linie, die anderen berufen sich auf die horizontale Linie, die das weltliche, soziale und politische Engagement betont. Zwischen einem an Gott orientierten Christentum, dem man vorwarf, die quälenden Probleme der Menschen und die Not der Welt zu übersehen, und einem am Menschen orientierten Christentum, das Mühe hat, seine christliche Identität zu wahren, muß der Bischof der Mann der Versöhnung sein, der sein Leben lang auf der Komplementarität der Charismen in ein und derselben Kirche besteht, auf der Notwendigkeit, zugleich den Vorrang Gottes und die unverzichtbare Sorge für unsere Brüder, vor allem die ärmsten, zu respektieren. Gegenüber dem, der will, daß die Verkündigung bei den Problemen des Menschen und dem zeitlichen, politischen und sozialen Engagement des Alltags ansetzt, muß man die Gültigkeit des „inkarnierten“ oder sozialen Zugangs anerkennen. Ein „Pietismus“, der das Gebet vom Handeln trennt, bleibt immer eine Gefahr; die Logik des Gebets setzt sich aber um ins Bemühen, die Welt, angefangen bei unserer Umgebung, in konzentrischen Kreisen zu verändern. Wir haben nicht das Recht, die Dramen zu übersehen, die die Menschen peinigen: Die Weltwirtschaftskrise, der Zwang der Wirtschaftssysteme, die den Menschen mit seinen Berechnungen der Gewinne und Verluste in Beschlag nehmen, sowie die wachsende Arbeitslosigkeit verlangen gerade heute unsere Aufmerksamkeit, Anstrengung und Mitarbeit. Jedes soziale Engagement, dem es darum geht, die beunruhigende Situation zu beheben und zu klären, liegt auf der Ebene der menschlichen und christlichen Solidarität und drängt sich uns auf. Man könnte zahlreiche Stellen des Neuen und des Alten Testaments zitieren, um die Verbindung zwischen Gottes- und Nächstenliebe, zwischen dem ersten und dem zweiten Gebot zu belegen – nicht zuletzt die zentrale Stelle beim Letzten Gericht, wo der Herr sich mit dem Nächsten identifiziert, um uns zu richten.

Anders als mit diesem Zugang vom Menschen aus verhält es sich mit dem Zugang von Gott aus. Gott offenbart sich uns in Jesus Christus durch eine völlig unentgeltliche Einladung, die, unvorstellbar und aufrüttelnd, unsere Hoffnungen übertrifft und uns aufruft, sie im Glauben demütig anzunehmen.

Es ist normal, daß das erste Gebot das wichtigste ist – wichtig nicht nur in sich, weil es darum geht, Gott an und für sich zu lieben, sondern wichtig auch für uns, in unserem christlichen Gewissen. Und es ist normal, daß uns das erste Gebot durch die innere Logik zum zweiten führt.

Gott in den Vordergrund stellen heißt nicht die sozialen Dringlichkeiten verkennen. Es ist der erste soziale Dienst, den man der Gesellschaft leisten kann und muß. Diese hat es nötig, ihre Orientierung und ihr fundamentales Gleichgewicht zu finden – es wiederzufinden.

Gott in den Vordergrund stellen heißt auch anerkennen, daß das gesellschaftliche Leid nicht nur institutioneller Art ist, sondern – unter allen möglichen Regierungsformen – im Herzen der Menschen, durch seinen Egoismus und seine Sünde, entsteht. Das Sprichwort: „quid leges sine moribus“ ist ebenso treffend wie seine Umkehrung: „quid mores sine legibus“. Wozu Gesetze, wenn die Sitten fehlen? Wie die Sitten aufrechterhalten, wenn die Gesetze sie nicht stützen? Der deutsche Theologe Heribert Mühlens schrieb kürzlich: „Die Änderung des Menschen ist ebenso wichtig wie die Änderung der Strukturen, und keines kann gegen das andere ausgespielt werden.“

Der nachkonziliare Bischof muß sich noch mit einer anderen Spannung auseinandersetzen: jener, die ich die *Versuchung des Legalismus* nenne. Dieser ist nun nicht mehr von oben nach unten, sondern von unten nach oben wirksam, wenn es darum geht, die Mitverantwortung des Volkes Gottes ins Konkrete umzusetzen. Das Konzil hat die Teilnahme aller am Leben der Kirche, die Aufteilung der Verantwortlichkeiten glücklicherweise stark betont. Das gilt bis hinauf auf die höchste Ebene der Bischofssynode in Rom. Aber die Strukturreformen wurden zu oft vom rechtlichen Gesichtspunkt aus gesehen: Was ist mein Rechtsanspruch? Was ist euer Rechtsanspruch? Haben unsere Gremien beschließenden oder beratenden Charakter? – Einen Großteil der Schwierigkeiten erklärt die Tatsache, daß, um wirklich Mitverantwortung zu tragen, man zuerst, als Vorbedingung, die unbedingt notwendige Glaubensgemeinschaft aller im Geheimnis der Kirche vollziehen muß – und das läßt allen Legalismus hinter sich.

Die Kirche ist eine institutionelle, zum Teil rechtliche Wirklichkeit, aber sie ist auch und zutiefst eine mystische, sakramentale, geistliche Wirklichkeit. Wenn man nicht auf das Geheimnis Gottes eingeht und die Kirche lediglich unter soziologischem Gesichtspunkt betrachtet, so haben wir die Kirche vielleicht „reformiert“, aber nicht „erneuert“. Man kann nicht ungestraft auf die Glaubensgemeinschaft im Heiligen Geist verzichten.

Ich möchte hier ein Wort eines orthodoxen Bischofs zitieren, das die Rolle des Heiligen Geistes in der Kirche Gottes vortrefflich aufzeigt: „Ohne den Heiligen Geist ist Gott fern, bleibt Christus in der Vergangenheit, das Evangelium ein toter Buchstabe, die Kirche nur eine Organisation, die Autorität nur Herrschaft, die Mission eine Propaganda, der Kult eine Beschwörung und christliches Handeln eine Sklavenmoral.“

Aber mit Ihm erhebt sich der Kosmos und stöhnt in den Geburtswehen des Königreiches, ist der auferstandene Christus da, ist das Evangelium die Kraft des Lebens, bedeutet die Kirche die dreieinige Gemeinschaft, ist Autorität ein befreiender Dienst, ist die Mission ein Pfingsten, ist die Liturgie Gedenken und Vorwegnahme, ist das menschliche Handeln verherrlicht“ (Rapport d'Upsal 1968, Conseil œcuménique des Églises, Genf 1969, S. 297).

Die schönsten Liturgiereformen zum Beispiel werden nichts als äußerliche Änderungen sein, wenn man nicht den Sinn des Gebets, der Danksagung und der Anbetung neu entdeckt, kurz: wenn den Reformen nicht die ständige geistliche Erneuerung zugrunde liegt. Wichtig ist nicht, ob man in lateinischer oder lebendiger Sprache betet und singt; wichtig ist, „im Geist und in der Wahrheit“ zu beten.

Ebenso werden die schönsten Reformen auf der Ebene der Mitverantwortung ohne geistliche Erneuerung ein bloßes Spiel parlamentarischer Demokratie mit Mehrheit und Minderheit sein. Ohne tiefe Glaubensgemeinschaft zwischen allen Christen, die, vom Heiligen Geist getrieben, nach dem Willen Gottes suchen, bleiben wir auf der rein soziologischen Ebene.

Der Bischof ist aufgerufen, mitten in diesen Spannungen sozialer, geistlicher, rechtlicher und pneumatologischer Art zu leben. Er muß dies tun, indem er dafür Sorge trägt, sowohl auf Gott als auch auf die Menschen zu hören. Ich glaube, das ist das Bild, das Kardinal Döpfner auf der Ebene seines Landes verkörpert hat. Das ist das schönste Lob, das wir ihm spenden können, nämlich ein Mann des Ausgleichs, der gerechten Mitte gewesen zu sein, ein Mann, der Gegenwart und Zukunft, Vorrang Gottes und Sorge um die Menschen zu verbinden wußte. In ihm grüßen wir einen großen, zuverlässigen, treuen Diener Jesu Christi, des Gekreuzigten, der der Kirche Deutschlands und der ganzen Kirche Ehre macht.

III. Kardinal Döpfner als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz und als Bischof seiner Erzdiözese

1. Verantwortung in der nachkonziliaren Zeit

Wenige Tage vor dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, am 2. Dezember 1965, wurde Kardinal Döpfner zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. Die *Realisierung des Konzils* wurde eine schwere Zeit. Kardinal Döpfner hat oft schwer unter den Spannungen in der Kirche und an den negativen Folgen der Krise gelitten, z. B. an Amtsniederlegungen von Priestern. Wir wissen auch, daß er bis in seine letzten Lebensstage hinein mit verschiedenen Gruppen in seiner Erzdiözese um die Einheit der Kirche gerungen hat. Er war wohl manchmal an der Grenze, wo eine Reihe von Enttäuschungen in bleibende Skepsis und in Mißtrauen umzuschlagen droht. Wie konnte er enttäuscht sein über den Mißbrauch der neu gewonnenen Freiheit in der nachkonziliaren Liturgie durch die Priester! Aber er ließ sich die Hoffnung und das Vertrauen nicht rauben. Er stand – freilich nüchtern und nicht ohne Selbstkritik – zu diesem Konzil und seinen Beschlüssen. Die Gelassenheit, um diese Spannungen zu ertragen, wurzelte in seinem tiefen Glauben. Immer wieder hat er im Blick auf das Kreuz Mut und Hoffnung geschöpft, getreu seinem Wahlspruch: „*Praedicamus crucifixum.*“

Dies galt auch für die Lösung großer und schwieriger Probleme in der Kirche. Er hat mit *innerer Redlichkeit*, aber ohne viele Worte, mit Nüchternheit und einer männlichen Tapferkeit die Fragen der nachkonziliaren Kirche angenommen und ausgetragen. Wir denken z. B. an seine nicht leichte Aufgabe als Vizepräsident der Kommission zum Studium der Geburten- und Bevölkerungsentwicklung, wozu ihn der Papst im Juni 1966 berief. Mit Loyalität zum Nachfolger Petri und mit dem ganzen Ernst seines Gewissens hat er nach Erscheinen der Enzyklika „*Humanae vitae*“ durch die sogenannte „Königsteiner Erklärung“ der deutschen Bischöfe (30. 8. 1968) einen überzeugenden pastoralen Weg gesucht, der heute noch von großer Bedeutung ist und vielleicht erst später einmal voll gewürdigt werden wird. Blitzartig erkannte er die Gefährlichkeit der entstandenen Situation, brach den Urlaub ab und suchte nach einer tragfähigen Vermittlung. Dies kennzeichnet in exemplarischer Weise sein Wirken und seine Einstellung.

2. Die Führung der Deutschen Bischofskonferenz

Auch wenn die Struktur der Deutschen Bischofskonferenz bei der Amtsübernahme durch Kardinal Döpfner bis zu einem gewissen Grad vorgegeben war, so hat er doch die konkrete Gestalt, die Arbeitsweisen und die Stellung der Bischofskonferenz nach innen und außen geprägt. Es scheint mir charakteristisch zu sein, daß Kardinal Döpfner die Kollegialität des Episkopats in einer sehr ausgewogenen Weise zu realisieren wußte: Die Bischofskonferenz und ihre Organe wurden keine zentralistischen und eigenmächtigen Organe, vielmehr drängte er nur in wenigen Dingen auf eine formelle Verbindlichkeit von Mehrheitsbeschlüssen. Alles war ihm daran gelegen, die im Glauben gründende Verantwortung des einzelnen Bischofs für seine Diözese zu respektieren. Daß es dennoch und gerade aus dieser Freiheit heraus zu einer hohen Einmütigkeit kam und der deutsche Episkopat bei allen Unterschieden im einzelnen in den wesentlichen Fragen eine lebendige Einheit bildet, dies ist zweifellos das Verdienst Kardinal Döpfners. Wenn man die Strukturen und Probleme anderer Bischofskonferenzen kennt, weiß man diesen

Dienst an der Einheit in einer so schwierigen Zeit zu schätzen. Kardinal Döpfners geistig-geistliche Ausrichtung zeigte sich auch in der *Führung der Deutschen Bischofskonferenz*. Das Gebet und die Besinnung, Gottesdienst und Schriftlesung hatten ihren festen Platz. Er wußte um die innere Gefährdung einer immer größer werdenden Bischofskonferenz mit ihren unzähligen Aufgaben. Auf ihn selbst gehen wohl auch die „Studenten“ der Deutschen Bischofskonferenz zurück: Einen Tag im Frühjahr und im Herbst widmen die Bischöfe einer theologischen Frage oder einer pastoralen Aufgabe, um sich ohne unmittelbaren Entscheidungsdruck ausführlich und gemeinsam mit einer wichtigen Sache zu befassen.

Die geistig-theologische Begründung von Glaube und Pastoral war ihm stets ein Anliegen. Er wußte, daß dafür neue Formen gesucht werden mußten. Wir denken nur an die großen Lehrschreiben der Deutschen Bischofskonferenz zur Glaubensverkündigung (Schreiben der deutschen Bischöfe an alle, die mit der Glaubensverkündigung beauftragt sind, Trier 1967) und zum priesterlichen Amt (Lehrschreiben über das priesterliche Amt, Trier 1969). In derselben Richtung liegt auch sein Interesse für die in zwölf Faszikeln (1970–1973) erschienene „*Pastorale Handreichung für den pastoralen Dienst*“.

Von vielem müßte noch die Rede sein: von seiner Mitwirkung bei den römischen Bischofssynoden, von seinem Bemühen um Versöhnung mit Polen, von seiner ökumenischen Einstellung, von der Verantwortung in schwierigen theologischen Lehrfragen (vgl. Döpfners Rolle bei der Durchführung des Lehrverfahrens gegen Prof. Hans Küng im Jahr 1975), von seiner Arbeit im Bereich der Laien usw. Wir möchten nur noch zwei Punkte hervorheben:

1. Kardinal Döpfner hat es als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz verstanden, die Kirche aus den unmittelbaren parteipolitischen Auseinandersetzungen herauszuhalten bzw. sie davor zu bewahren. Wer dies jedoch so deutet, als habe dieser geistliche Bischof keine Beziehung zur gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche gehabt, würde sich täuschen. In den letzten Jahren hat er mit einer großen Unerschrockenheit (vgl. die Frage der Abtreibung und der Grundwerte) und – wenn nötig – auch mit dem Mut zur Unpopularität gegen die Erosion ethischer Grundüberzeugungen in Staat und Gesellschaft Stellung bezogen.

2. Wichtig scheinen mir auch seine Reisen zu sein. Er hat sie sorgfältig vorbereitet und dabei wohlüberlegte Akzente gesetzt. Wir können nur einige Stationen nennen, ohne Vollständigkeit anzustreben: Polen, Paris, Israel, Taizé und seine Afrikareise, aber auch Südamerika und Konstantinopel. Er wußte genau, was er damit bezeichnete.

3. Pastorale Verantwortung in der Synode

Kardinal Döpfner hat für seine Erzdiözese wichtige und bahnbrechende pastorale Neuordnungen durchgeführt, von denen wir nur den Plan für die kirchliche Raumordnung, die Neuorientierung der Pastoral des Firmesakraments und die Förderung neuer kirchlicher Berufe nennen möchten. Schon sehr früh nach dem Konzil hat Döpfner gesehen, daß die Grundprobleme der Pastoral in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschland eine einheitliche Ausrichtung und Lösung brauchen. So hat er auch von Anfang an das Bemühen um die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1971 bis 1975) gefördert.

Es ist hier nicht der Ort, die *Rolle Döpfners bei der Gemeinsamen Synode* darzustellen. Er hat ihr in den letzten Jahren einen beträchtlichen Teil seiner Zeit gewidmet. Er ist ihr anerkannter Führer geworden, wie die Synode am Schluß, bei der Dankesrede, mit fast stürmischen Ovationen selbst bezeugte (vgl. das Protokoll der 8. Vollversammlung [und HK, Januar 1976, 33]). Auf der Gemeinsamen Synode hat er auch immer wieder programmatische Reden gehalten, von denen die letzte im November 1975 eine besondere Bedeutung hat. Die Gemeinsame Synode hat verhindert, daß in der Kirche der Bundesrepublik Deutschland zu große Polarisierungen entstanden sind und daß es zu Extrembildungen gekommen ist. Von Anfang an hat Kardinal Döpfner die Gemeinsame Synode in der Funktion dieses Dienstes an der Einheit der Kirche gesehen und mit allen Kräften diesen Prozeß des Gesprächs zwischen allen Gruppen gefördert. Zusammenfassend soll darum aus seiner letzten Silvesterpredigt aus dem Jahr 1975 die Bedeutung der Würzburger Synode hervorgehoben werden: „Wir wollen einander annehmen und ertragen. Das besagt, daß wir miteinander reden, anhören, uns informieren lassen, die Motive und die letzte Einstellung des anderen zu verstehen suchen, uns sorgfältig vor Unterstellungen hüten, eigene Mißgriffe eingestehen, immer wieder neu mit unserem und der anderen Versagen rechnen und zur Verzeihung bereit sind. Ganz wichtig ist es, daß wir die umfassende Gemeinschaft der Kirche gelten

lassen, ja uns ausdrücklich und von innen heraus zu ihr bekennen und uns für sie in unserem Vorgehen verantwortlich wissen.“ Kardinal Döpfner wußte, daß Einheit ohne lebendige Vielfalt nicht möglich ist und daß wahre Verantwortung nur in Freiheit übernommen werden kann. Nicht zuletzt darum hat er immer wieder dieses Haus, die Katholische Akademie in Bayern, als eine Stätte des geistigen Austausches in Kirche und Gesellschaft gefördert. Über allem stand jedoch der gläubige, männlich tapfere Christ Julius Döpfner. Dies ist sein letztes und größtes Vermächtnis an uns: die nüchterne Leidenschaft von Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Menschen haben nach seinem jähen Tod entdeckt, daß sie in ihm einen wahren Bruder des Glaubens verloren haben, der uneigennützig gedient hat. Wir wollen es abschließend nochmals mit den Worten eines anderen sagen. Kapitularvikar Weihbischof Ernst Tewes, der Kardinal Döpfner immer in der pastoralen Sorge für diese Stadt verbunden war, sagte bald nach seinem Tod: „Da war Orientierung da, da war eine feste Planke, an die man sich halten konnte, wie immer man dann noch im einzelnen dachte. Da war mitten in der sogenannten ‚vaterlosen Gesellschaft‘ eine Gestalt, die so etwas wie eine Vatergestalt war – man könnte ebenso sagen: die Gestalt des absolut zuverlässigen Freundes, dem vorbehaltlos zu vertrauen einen selbst sicherer machte und ohne einen solchen auszukommen das Leben nicht einfacher macht.“

Forum

Plädoyer für eine „naive“ Theologie

Zu einer Rückfrage von Josef Brechtken

Im letzten Heft (S. 211 f.) brachten wir an dieser Stelle eine Entgegnung von Professor Josef Brechtken (Erlangen) auf den im Januarheft (S. 31–36) veröffentlichten Vortrag von Bischof Klaus Hemmerle (Aachen) über das Verhältnis von Philosophie und Theologie aus theologischer Perspektive. Im folgenden nimmt Bischof Hemmerle noch einmal zum Thema und zu den Einwendungen von Brechtken Stellung.

Knapp hingeworfene Thesen sind in der Tat zu knapp, um den ganzen Gedankengang sichtbar zu machen, der hinter ihnen steht. Das ist mir im Blick auf meine Äußerung über das Verhältnis von Philosophie und Theologie aus der Sicht der Theologie durch die Rückfrage von Josef Brechtken bestätigt worden. Ich bin dankbar für diese Rückfrage und nur ein wenig traurig darüber, daß ich notgedrungen nur wiederum zu knapp auf diese Rückfrage eingehen kann. Aber einige Stichworte können das Gespräch vielleicht weiterfördern. Ich möchte diese Stichworte in drei Hinweisen konzentrieren.

1. Der von mir vorgelegte Gedanke ist sozusagen nur eine zweite Hälfte. Es ging mir nicht um eine Begründung von Philosophie in sich, sondern um eine Begründung des Verhältnisses von Philosophie und Theologie. Und wiederum nicht um eine Begründung dieses Verhältnisses im umfassenden Sinn, sondern um eine Begründung aus der spezifischen innertheologischen Sicht, nachdem eine Begründung dieses Verhältnisses aus philosophischer Sicht vorangegangen war. Es geht also ausschließlich bei meiner Überlegung um die Frage: Inwiefern ist vom Eigenen und Inneren der Theologie her eine Autonomie der Philosophie im Verhältnis zur Theologie zu begründen? Und ich wählte, auch um der schärferen Profilierung willen, den Ansatz, der sozusagen von sich her am weitesten von einem bloß philosophischen entlegen ist: den Ansatz beim Glauben als Glauben, bei der Offenbarung als Offenbarung.

Was aber so begründet werden sollte, ist das Recht und die Pflicht, auch in der Perspektive der Theologie, zur ei-